

BEN EBENHO

Kämpfer für die Gerechtigkeit *Band 2*

MARCO.
ESCORT.
IN SÜDAFRIKA

 Himmelstürmer
Verlag

Von Ben Ebenho bisher erschienen:

Der Junge im Nebel ISBN print 978-3-86361-918-3 Auch als Ebook

Kämpfe für Gerechtigkeit Band 1 Marco. Escort in Antalya
ISBN print 978-386361-960-2

Himmelstürmer Verlag, part of Production House,
Ortstr.6, 31619 Binnen

www.himmelstuermer.de

E-Mail:info@himmelstuermer.de

Originalausgabe, August 2022

© Production House GmbH

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages.

Zu widerhandeln wird strafrechtlich verfolgt

Rechtschreibung nach Duden, 24. Auflage

Umschlaggestaltung: Olaf Welling, Grafik-Designer AGD, Hamburg

www.olafwelling.de

Covermotiv: shutterstock.com

ISBN print	978-3-98758-021-5
ISBN e-pub	978-3-98758-022-2
ISBN pdf	978-3-98758-023-9

Ben Ebenho

Kämpfer für die Gerechtigkeit

Band 2:

Marco, Escort, in Südafrika

Ich widme dieses Buch meinen Freund*innen in Südafrika,
einem der schönsten Länder der Welt, in der Hoffnung, dass
ihnen solche Erlebnisse,
wie ich sie in Buch geschildert habe, erspart bleiben mögen.
Ben Ebenho

«Jeder hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der
Person. »

«Jeder hat Anspruch auf die in dieser Erklärung verkündeten
Rechte und Freiheiten ohne irgendeinen Unterschied, etwa
nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion,
politischer oder sonstiger Überzeugung, nationaler oder
sozialer Herkunft, Vermögen, Geburt oder sonstigem
Stand.»

Artikel 3 und 2 der „Allgemeinen Erklärung
der Menschenrechte“

(UNO, New York/ Paris, 10. Dezember 1948)

Prolog

Westhaven, County Kerry, Irland, 4. Dezember

Der zweite Donner war lauter als der erste. Wenige Sekunden später lag das Haus im Dunkeln und Marco lächelte gequält. Nun, er hatte den Berg dreckiger Wäsche, der seit gestern in der Küche neben der Waschmaschine lag, waschen wollen, ohne Strom ging das aber leider nicht. Sein Lächeln wandelte sich in ein Grinsen. Zu traurig aber auch! Dabei hatte er Fabio, dem langsam, aber sicher die sauberen Boxershorts, Socken und T-Shirts ausgingen, hoch und heilig versprochen, sich endlich darum zu kümmern. Auf dem sorgfältig erstellten Arbeitsplan im Monat Dezember stand unter dem Punkt ‚Wäsche‘ zwar groß FABIO, der aber hatte sich geweigert, die noch aus dem Vormonat stammenden Textilberge sang- und klanglos von seinem Bruder zu übernehmen. Dreißig Tage lang hatte Marco es nicht auf die Reihe bekommen, seinen Job zu erledigen, das heißt die schmutzige Wäsche zu waschen, sie danach zu trocknen und zusammenzulegen oder einige Kleidungsstücke sogar zu bügeln. Zu Beginn hatte Fabio nichts gesagt, sondern immer nur missmutig zum überquellenden Korb mit der Schmutzwäsche geschaut, später dann hatte er Marco mehrmals auf das seiner Ansicht nach zu rasante Wachstum des textilen Gebirges hingewiesen – am Anfang noch nett, dann zunehmend aggressiv. Mehrmals hatte Marco sich vorgenommen, endlich einen Teil der Wäsche in die Wäschetrommel zu packen und die Maschine anzuwerfen. Genau so oft war aus dem Vorsatz nichts geworden, weil irgendetwas Wichtigeres dazwischengekommen war. Jetzt hatte er frei, und es würde sich doch hoffentlich ein Weg finden lassen, die schmutzige Wäsche verschwinden zu lassen.

Draußen blitzte und donnerte es erneut und Brad winselte leise vor sich hin. Hunde hatten Angst vor Gewittern, deren grelles Licht und lauten Krach sie nicht fassen konnten. Brad war diesbezüglich keine Ausnahme. Immer wenn sich ein Gewitter an der Südwestküste Irlands, an der sie lebten, austobte, was vor allem im Herbst oft genug vorkam, hätte Brad sich am liebsten unter dem Bett verkrochen. Dafür war sein ausgewachsener Labradorkörper inzwischen aber viel zu groß, weshalb der arme Brad bei jedem Unwetter Todesqualen litt.

Marco goss sich ein wenig von dem noch dampfenden Rooibostee in eine Tasse und ging ins Wohnzimmer, wohin ihm Brad augenblicklich folgte. Als Marco sich in seinen Lieblingssessel setzte, der in der Nähe des Fensters neben dem Kamin stand, fläzte Brad sich vor ihm auf den Boden und legte den Kopf auf Marcos Füße, wohl in der Hoffnung, von seinem Herrchen gekraut zu werden, was auch prompt geschah.

„Du hast recht, mein Lieber. Genieße die Zeit, solange ich noch hier bin. Du weißt schon, dass ich dich am liebsten mitnehmen würde, Brad, aber es geht nicht. Es wäre viel zu anstrengend für dich. Schon die Reise in einer Transportbox im Gepäckraum des Flugzeugs wäre eine Tortur. Und dann noch das lange Autofahren in Südafrika selbst. Ich glaube, dass du es bei deinen Freunden in der Hundepension besser hast. Was meinst du?“

Als ob er Marcos Worte verstanden hätte, blickte Brad Marco traurig an, und es sah so aus, als ob ihm Tränen über die Wange rinnen würden. Mit beiden Händen begann Marco Brad hinter den Ohren zu kraulen, was Brad mit einem grunzenden Laut quittierte.

„Ja, ich weiß, mein Alter, die Tiere würden dir auch gefallen. Endlich mal etwas anderes als ständig Kaninchen am Strand zu jagen. Aber glaube mir: Die Elefanten, Nashörner und was da sonst noch alles kreucht und fleucht, würden dir sowieso nicht den Gefallen tun, davonzuspringen

und sich von dir jagen zu lassen. In ihrer Heimat sind sie die Herren. Du wärst der Gast und möglicherweise der, der um sein Leben rennen würde, um nicht von irgendwelchen Raubtieren gefressen zu werden. Also hältst du lieber hier in Irland die Stellung und wartest auf Fabios und meine Rückkehr. Einverstanden?“ Wie als Bestätigung bellte Brad leise.

Marco nahm einen Schluck des mit Vanille aromatisierten Tees, der, wie er einmal gelesen hatte, hauptsächlich in Südafrika wuchs: Rooibos oder, wie man ihn hierzulande auch nannte, Rotbusch. In weniger als zwei Wochen wären sie bereits unterwegs in sein Traumland an der Südspitze Afrikas. Schon als kleiner Junge hatte er davon geträumt, später einmal dorthin zu reisen. Jahrelang war dieser Traum ein Traum geblieben. Nun aber würden sein Bruder Fabio und er diese Reise wirklich antreten. Sie würden einen Freund und ehemaligen Klassenkameraden von Fabio in Durban besuchen, und würden dann mit einem Mietwagen ins knapp zweitausend Kilometer entfernte Kapstadt fahren – immer in Sichtweite des Indischen Ozeans. Marco konnte die Ferien fast nicht erwarten, wobei er noch nicht einmal sagen konnte, worauf er sich am meisten freute. War es die fremde, exotisch anmutende Kultur, über die er bisher nur sehr viel gelesen hatte? Waren es die Tier- und die Pflanzenwelt, die anders sein mussten als alles, was er bisher gesehen hatte? Oder war es am Ende einfach nur die Vorfreude, den kühlen, feuchten, irischen Spätherbst gegen den südafrikanischen Frühling oder sogar Frühsommer einzutauschen? Marco war schon immer gerne gereist – ob als Kind in der Obhut seiner Eltern, oder später, als Jugendlicher, bei seinen ersten zaghaften Versuchen, allein die Welt zu erkunden. Naja, zumindest Europa, oder meistens Irland. Irgendwo hatte er einmal gelesen, dass dem Reisen nachgesagt wurde, diejenigen, die ihm regelmäßig nachgingen, zu bilden. Ein Leben ohne Reisen sei wie ein Buch, von dem man nicht mehr als die

erste Seite lesen würde. Und jede Reise, mit der man die Welt zu erkunden versuche, sei wie eine Reise in sein eigenes Inneres. Was auch immer er in Südafrika vorfinden würde, und in welchem Ausmaß auch immer diese Erlebnisse sein Inneres, das heißt seinen Erfahrungsschatz, vielleicht sogar seinen Charakter prägen würden, er war offen für alles. Und er freute sich wirklich riesig darauf.

Er griff nach dem Fotobildband, den sein Stammkunde und Freund Simon ihm als Reisevorbereitung geschenkt hatte, und der noch immer auf dem Couchtisch lag. Mehr als einmal hatte Simon erwähnt, wie sehr er es bedauere, nicht mitkommen zu können. Auch wenn er Verständnis dafür hatte, dass Marco und Fabio als Brüder und beste Freunde die Reise allein unternehmen wollten, um Zeit miteinander zu verbringen. Das Buchcover zierte eine Luftaufnahme von Kapstadt – die Tafelbucht mit Robben Island im Vordergrund, Tafelberg, Signal Hill und Lions Hill im Hintergrund, und in der Bildmitte die Stadt, wie sie zwischen Atlantikküste und Berge gequetscht im Abendlicht dalag. Die fortgeschrittene Dämmerung mit all ihren Schatten und die bereits zahlreich entzündeten Lichter der Stadt verliehen der Aufnahme etwas Mystisches.

Marco blätterte sich durch Seiten mit majestätischen Proteen, farbenprächtigen Wildblumenwiesen, anmutigen Großkatzen und putzigen Pinguinen, bis er endlich die Doppelseite gefunden hatte, die er suchte. Genau, das war es! Das würde er nur allzu gerne mit seinen eigenen Augen sehen. Die Doppelseite, die nun aufgeschlagen auf Marcos Schoss lag, zeigte eine Gruppe junger, dunkelhäutiger Männer, die - in braune, filzige Woldecken gehüllt und mit weiß angemalten Gesichtern - auf einem Hügel vor einer der für das ländliche Südafrika typischen Rundhütten standen. Im Hintergrund sah man das Meer, alles war üppig grün. Unter dem Bild stand als erklärender Text „Xhosa-Jungen bei der Ulwaluko“ Im weiteren Text war zu lesen, dass man unter Ulwaluko den uralten Initiationsritus und die

traditionelle Beschneidung verstand, der von den Xhosa und einigen anderen Völkern seit vielen Generationen praktiziert wurde. Dieses Ritual war als Lehrinstitution gedacht, um junge Männer auf die Verantwortung der Männlichkeit vorzubereiten. Ein Mann, der sich der Zeremonie nie unterzogen hatte, wurde unabhängig von seinem Alter als Inkwenkwe, Junge, bezeichnet und durfte nicht an männlichen Aktivitäten wie Stammestreffen teilnehmen oder heiraten. Viele der auf dem Foto zu sehenden jungen Männer hätte man ohne Weiteres als hübsch bezeichnen können. Fast alle waren eher zierlich und hatten schlanke Gliedmaßen und auffallend schmale Brustkörbe. Ihre Köpfe waren glattrasiert und auch Körperbehaarung war keine zu sehen. Ein Junge mit hohen Wangenknochen und leuchtenden, dunklen Augen, der schüchtern in die Kamera lächelte, gefiel Marco besonders.

Marco fand es in höchstem Maße faszinierend, dass es in anderen Kulturkreisen Volksgruppen gab, in denen man ein Ritual über sich ergehen lassen musste, um als Mann zu gelten. Die Tatsache, dass man vor einer genau definierten Anzahl von Jahren mit männlichen Geschlechtsorganen geboren worden war, genügte den Mitgliedern dieser Volksgruppen augenscheinlich nicht, um die Anforderungen ans Mannsein zu erfüllen. Marco war sich nicht sicher, was er davon halten sollte. Er dachte an seine eigene Kindheit und Jugend zurück. In seiner Klasse waren - ihn selbst miteingerechnet - fünfzehn Jungen gewesen. Fast alle hatten sie irische Wurzeln und ein entsprechendes Aussehen gehabt. Marco erinnerte sich an unzählige rote Haarschöpfe und Sommersprossen. Wegen ihrer südeuropäischen Wurzeln hatten - außer ihm - einzig Juan und Alessandro keine roten Haare und keine Sommersprossen gehabt. Nach dem Sportunterricht hatten sie jedes Mal duschen müssen. Darauf hatte ihr Sportlehrer, Herr Patel, Wert gelegt. Denn nichts war für ihn und seine Kolleginnen und Kollegen schlimmer gewesen als eine Horde nach Schweiß stinkender

Jungen im Klassenzimmer. Im Rückblick war Marco froh, dass sie alle durch dieses regelmäßige Duschen einen unverkrampften Umgang mit ihren Körpern und ihrer Nacktheit gelernt hatten. Im Verlauf der Oberstufe hatten sie alles erlebt und gesehen. Vom ersten zaghaften Flaum auf dem Hodensack bis hin zum immer dichter werdenden Gestrüpp, das irgendwann dem Rasierapparat zum Opfer gefallen war. Auch die Größe und das Aussehen des Gliedes hatten sich im Laufe der Zeit verändert - und früher oder später hatte jeder einmal seine erste Erektion unter der Dusche oder in der Garderobe gehabt. Da die meisten seiner Klassenkameraden hetero gewesen waren, hatten die entsprechenden pubertären Sprüche natürlich nicht fehlen dürfen. Marco hatte geschwiegen und den Anblick genossen. Die meisten der Jungen aus seiner damaligen Klasse waren inzwischen verheiratete Väter. Wann waren sie - ohne eine Initiationszeremonie wie bei den südafrikanischen Völkern - zum Mann geworden? Als sie zum ersten Mal mit einem Mädchen schliefen? Als sie ihr erstes Kind zeugten? Oder einfach als sie achtzehn Jahre alt wurden? Marco hoffte Letzteres, da er - ohne sexuelle Erfahrung mit einem Mädchen und ohne ein Kind gezeugt zu haben - in den Augen der anderen ansonsten vermutlich gar nicht als Mann gegolten hätte. Und das, obwohl er sich äußerst männlich fühlte, was bei ihm zuhause in Irland auch niemand in Frage stellen würde.

Wie aber war das mit Xhosa-Jungen, von denen die Dorfgemeinschaft erwartete, dass sie durch die Ulwaluko-Zeremonie zum Mann werden würden, ohne dass sie selbst dies überhaupt wollten? Jungen, die weder zu heiraten noch Kinder zu zeugen beabsichtigten, obwohl es vielleicht Mädchen gab, die sie gerne geheiratet hätten. Jungen, die einfach nur dem netten Mitschüler, in den sie sich unsterblich verliebt hatten, den Schwanz lutschen und mit ihm glücklich werden wollten. Konnte man als Xhosa-Junge

einfach darauf verzichten, zum Mann zu werden? Welche Alternative gab es für einen schwulen Xhosa-Jungen? Marco nahm sich vor, dies während der Ferien in Erfahrung zu bringen.

KwaThema bei Johannesburg, 18 Jahre zuvor

Gedankenverloren legte Mama Zanele das T-Shirt, das sie gerade eben zusammengelegt hatte, auf die Ablage zu ihrer Rechten. Nelson Mandela lächelte sie an. Über seinem linken Auge entdeckte sie ein kleines Loch, das sie bei der nächsten Gelegenheit stopfen müsste. Seit dem Vorabend, als sie aus der Waschküche gekommen war, sehr müde, aber auch enorm zufrieden mit ihrem Tagwerk, hatte das T-Shirt auf einer als Wäscheleine dienenden, dunkelroten Plasticschnur im Hof gehangen, zusammen mit anderen T-Shirts, Unterwäsche und Socken. Immer gab es so viel zu waschen. Dennoch war Mama Zanele froh, dass ihr Haushalt nur aus neun Personen bestand, und nicht aus zehn, zwölf oder fünfzehn, wie die Familien ihrer Freundinnen Mandisa, Nomtha und Nomvusa, wo in der Waschküche zum Teil Dauerbetrieb herrschen musste, um jederzeit für alle Mitglieder der Familie saubere Wäsche zu haben. Auch Mama Zanele legte größten Wert auf ordentliche und saubere Kleidung. Regelmäßig wurden schmutzig gewordene Kleidungsstücke gewaschen, wurden abgerissene Knöpfe angenäht und Löcher und Risse gestopft. Sie mochten arm sein und nicht viel Geld haben, Sauberkeit und Ordnung aber hatten mit Würde zu tun. Und die zu verteidigen hatte Mama Zanele sich geschworen. Niemand sollte je wieder auf die Idee kommen, ihre Lieben oder sie selbst respektlos und unwürdig zu behandeln, sie in ihrem Stolz zu verletzen. Dieser Jemand würde ihren Hass zu spüren bekommen. Zu lange hatte sie gelitten und geschwiegen. Jetzt würde sie sich wehren. Jetzt würde sie

zurückschlagen. Das nächste T-Shirt war fertig gefaltet und Mama Zanele legte es zu den anderen auf die Ablage. Die Farben des Regenbogens auf der Vorderseite des T-Shirts leuchteten in der untergehenden Sonne, deren Strahlen zwischen den Hütten hindurch auf das kleine geteerte Fleckchen vor ihrem Zuhause fiel, auf das sie sich zum Zusammenlegen der Wäsche zurückgezogen hatte. Hier war es ruhiger als im Inneren der Hütte. Zwar war das Rauschen der Fahrzeuge zu hören, die auf der nahen Schnellstraße vorbeirasteten, vereinzelt unterbrochen durch das Aufheulen von Motoren und das An- und Abschwollen von Sirenen in den Fabriken der Stadt. Was dank des geschlossenen Eingangs aber fehlte, war das fortwährende Schreien und Keifen ihrer Enkel im Kinderzimmer und der Lärm des ununterbrochen laufenden Fernsehgerätes, dessen Lautstärke so hoch sein musste, um das Brummen des Kühlschranks und die Geräusche aus dem Kinderzimmer zu übertönen. Das nächste T-Shirt wanderte aus Mama Zaneles flinken Händen auf den langsam immer größer werdenden Wäschestapel auf der Ablage. Sie drückte den Rücken durch, holte tief Luft und seufzte. Ja, das Leben war mit vielerlei Mühen verbunden ... und dennoch schön. Eine einzige farbenfroh blühende Blume inmitten von Steinen und Müll oder ein einzelner Vogel, der mit seinem morgendlichen Gesang die aufgehende Sonne begrüßte, entschädigten für so Vieles. Einige Hütten weiter, es musste die von Siphos und Vuvus sein, spielte ein altes Transistorradio ihr Lieblingslied ‚You Raise Me Up‘. Gesungen wurde es von einem Chor, von dem Mama Zanele sich aber nicht mehr sicher war, wie er genau hieß und von wo in Südafrika er kam. Egal. Der Chor machte eine wunderbare Musik und hatte auch schon andere Melodien gesungen, die stets zu Herzen gingen. Und er stand – als gelebter Vertreter der Regenbogennation – für das neue Südafrika, dasjenige nach der Apartheid, in dem alle Menschen die gleichen Rechte hatten – ob dunkel- oder

hellhäutig oder farbig, ob Christ, Moslem oder Hindu, ob Frau oder Mann, ob Kind oder ...

„Mama?“

„Was ist, mein Schatz?“

„Ich gehe jetzt.“

„Gut, komm aber bitte nicht so spät nach Hause, Judy. Und sei vorsichtig. Du weißt ...“ Mama Zanele ließ den Satz unvollendet ausklingen. Sie wusste, dass Judy wusste, was alle hier wussten: Dass das Leben in gewissen Teilen des Landes nicht ungefährlich war. Es war nicht einmal ungefährlich für Männer, noch viel weniger ungefährlich jedoch für Frauen, die allein, ohne männliche Begleitung unterwegs waren. Und wie man es letzter Zeit immer häufiger aus Radio, Fernsehen oder Zeitung erfahren musste, wohl am allerwenigsten ungefährlich für Frauen, die sich für die Gesellschaft anderer Frauen ... aber über diesen Punkt nachzudenken, weigerte Mama Zanele sich.

„Mir passiert schon nichts, Mama. Ich bin nicht allein unterwegs, ich treffe mich mit ein paar Freundinnen. Wir wollen etwas trinken gehen und dabei über die Demonstration in ein paar Wochen reden. Tschüss. Hab dich lieb.“

Schneller als Mama Zanele etwas entgegenen konnte, war ihre zweitälteste Tochter zwischen den Hütten verschwunden. Judy war von klein auf ein ungewöhnlicher Mensch gewesen, viel zu rebellisch für ein Mädchen, wie nicht nur Mama Zanele bei vielen Gelegenheiten gefunden hatte. Außerdem hatte sie, als mittlerweile erwachsene Frau, einen Modegeschmack, den Mama Zanele schrecklich fand. Einfach. Nur. Schrecklich. Irgendwann in der Pubertät hatte sie ihre wunderschönen, langen, schwarzen Locken abgeschnitten und trug die Haare seither kürzer als manche der Burschen aus der Nachbarschaft. In der schwarzen Lederjacke, die sie in letzter Zeit fast immer anhatte, sah sie alles andere als feminin aus, und Mama Zanele fragte sich, ob Judy mit ihren mittlerweile einunddreißig Jahren wohl

irgendwann einen Mann finden würde. Den Typen, den Mama Zanele für den Vater ihres Enkels, des einzigen Sohnes von Judy, hielt - so er es denn überhaupt war -, hatte Judy noch vor der Entbindung den Laufpass gegeben. Seitdem gehörte der Kleine zur Familie und wurde von Mama Zanele mitversorgt - zusammen mit einigen seiner Cousins, Cousinen, Onkeln und Tanten. Sie sollte doch mal einen ihrer schönen, bunten Blusen und den dunkelroten Rock anziehen und einen der Jungen aus der Nachbarschaft fragen, ob er mit an eine Party in der Stadt komme, hatte Mama Zanele Judy früher mehrfach vorgeschlagen. Doch die hatte immer nur gelacht und abgewunken und war weiterhin mit ihren Freundinnen um die Häuser gezogen. Freundinnen, die Mama Zanele nicht kannte, die sie wohl auch nie kennenlernen würde und von denen sie nicht sicher war, ob sie sie überhaupt kennenlernen wollte.

Das nächste Wäschestück, welches aus dem alten, abgenutzten Wäschekorb, dessen beide Henkel schon seit langer Zeit kaputt waren, in ihre runzligen Hände wanderte, war eine dunkelrote Boxershorts ihres ältesten Enkels Simon. An den unzähligen weißen Papierfusseln auf der Vorderseite der Short erkannte Mama Zanele unschwer, dass einmal mehr eines von Simons Papiertüchern versehentlich den Weg ins Innere der Waschmaschine gefunden hatte. Wie oft schon hatte sie die nach faulen Eiern riechenden, zum Teil sogar noch feucht-klebrigen Tücher im letzten Moment gefunden und entsorgt und Simon mit der liebevoll-fürsorglichen Art, die den meisten Großmüttern zu eigen ist, aufgefordert, sich endlich eine Freundin zu suchen. Eine Freundin, das hatte sie ihrem siebzehnjährigen Enkel aber nicht explizit gesagt, die die Säfte seines Unterleibes in sich aufnehmen oder zumindest deren Spuren in ihrer eigenen Waschmaschine beseitigen würde. Bis jetzt hatte Simon immer nur gelacht, „Dafür bin ich doch noch viel zu jung, Oma!“, gerufen und seine dreckige Wäsche nach wie vor bei ihr deponiert.

Es war schummrig in MaMandisas Kneipe. Judy blieb nahe beim Eingang stehen und kniff die Augen zusammen, um in der Dämmerung überhaupt etwas erkennen zu können. Im hinteren Bereich der Kneipe entdeckte sie ihre Freundinnen Becky, Lizette und Josephine, die sich von allen aber nur Jo rufen ließ. Lizette hatte Judy zuerst entdeckt, winkte und rief ihr zu.

„Hey Süße, wir warten schon auf dich. Komm her und stoße mit uns an. Und ...“ Lizettes Blick schweifte prüfend über den Tisch, an dem Becky, Jo und sie saßen und auf dem recht viele halb- oder ganzleere Gläser und Flaschen standen, „bring noch vier Bier von Mandisa mit, hörst du?“

Judy winkte zurück, nickte, trat an die Theke und bat die ältere, finster dreinblickende Frau, deren Name die Kneipe trug, um vier Flaschen Bier. Während sie an der Theke aufs Bier wartete, ließ sie ihren Blick in der Kneipe umherwandern. Fast alle Tische waren besetzt, die meisten mit vier oder mehr Personen, Frauen, Männer, gemischte Gruppen. Einige der Anwesenden kannte sie persönlich, da sie in der Nähe von ihr wohnten oder weil sie in der Vergangenheit schon einmal mit ihnen zu tun gehabt hatte. Als sie kurze Zeit später mit dem Bier am Tisch ihrer Freundinnen ankam, umarmte sie eine nach der anderen, setzte sich auf den einzigen freien Stuhl, blickte erwartungsvoll in die Runde und fragte „Mädels, was geht?“

Jo übernahm das Wort und erklärte ihr, dass die Zeit bis zur Demonstration am 7. Juli langsam knapp würde, und dass sie unbedingt bald entscheiden müssten, wie ihr Beitrag an dieser Demonstration aussehen sollte. Immerhin gäbe es noch einiges zu richten und vorzubereiten: Plakate, Flyer, Deko.

„Und ihr seid euch sicher, dass es Sizakele und Salome recht wäre, wenn wir solch eine große Sache daraus machen. Also mit Spruchbändern und Fotos, meine ich.“ In Lizettes Stimme lagen Zweifel.

„Klar“, entgegnete Jo, „du kanntest sie nicht.“

Nachdem sie Liz' empörten Gesichtsausdruck sah, fügte sie schnell ein „Auf jeden Fall nicht so gut wie ich, Liz“, hinzu. „Was ihnen widerfahren ist, ist schrecklich. Das ...“

„Ja, Jo,“ Lizettes Stimme zitterte, „genau das meine ich ja. Provozieren wir nicht noch mehr Schrecken und Gewalt, wenn wir allen auf so eine brachiale Art und Weise die Augen öffnen?“

Jos Faust knallte auf den Tisch. „Das ist nicht dein Ernst, Liz? Du willst kuschen? Wirkt das nicht erst recht, wie eine Einladung an diese Schweine, sich einfach zu nehmen, worauf sie gerade geil sind? Sobald sie geschlechtsreif sind und zum ersten Mal abspritzen, sollte man ihnen ihren Schwanz ab...“

Judy fiel ihr ins Wort. „Hör endlich auf mit diesen Scheißsprüchen, Jo. Erstens sind bei Weitem nicht alle Männer so. Ich kenne viele Jungs und Männer, auch in meiner Familie, die diese Art von Gewalt genauso verabscheuen wie wir. Und zweitens kannst du nicht allen Ernstes verlangen, dass allen jungen Typen präventiv der Schwanz abgehauen wird, nur damit sie niemals einer Frau wehtun. Damit wärest du keinen Deut besser als sie.“

Lizette und Becky nickten, in Jos Augen hingegen lag blanker Hass, als sie weitersprach.

„Ich habe sie besser gekannt als ihr. Salome war die Tochter meiner Cousine Monica, die Enkelin meiner Tante Kelebogile. Als ich klein war, war ich oft bei meiner Tante und ihrer Familie in den Ferien. Monica ist etwas älter als ich, Salome, ihre Tochter habe ich von klein auf gekannt. Als mir Salome irgendwann Sizakele als ihre Freundin vorgestellt hat, wurde mir klar, dass sie so ist wie ich, das heißt, dass sie kein Interesse an Männern hat. Und ... dass ich mit meiner Vermutung richtig gelegen hatte.“

Eine Träne rann über Jos Wange und Jo wischte sie mit ihrer rechten Hand weg. Judy war sich nicht sicher, ob es eine Träne der Trauer oder des Hasses war, was letzten

Endes aber unwichtig war. „Du hast sie geliebt, Jo, ihr am Ende aber nicht helfen können.“

Jo räusperte sich. „Nein, ihr habe ich nicht helfen können. Aber ich kann mithelfen, dass anderen Frauen die gleichen schrecklichen Erfahrungen erspart bleiben.“

Als Mandisa, die Wirtin und Namensgeberin der Kneipe, plötzlich Kerzen zu verteilen begann, weil das Load Shedding, die tägliche, rund zweistündige Stromabschaltung, kurz bevorstand, bemerkte Judy zu ihrem Schrecken, wie spät es bereits geworden war.

Mehr als drei Stunden lang hatten Jo, Becky, Lizette und sie darüber diskutiert, wie der Gedenktag für die genau ein Jahr zuvor brutal vergewaltigten und ermordeten Salome Masooa und Sizakele Sigasa ablaufen würde. In Soweto, der am südwestlichen Stadtrand von Johannesburg gelegenen, etwa fünfzig Kilometer entfernten Township, in der Salome und Sizakele gelebt hatten, sollte es einen Demonstrationzug geben, zu dem zahlreiche LGBTQ+-Gruppierungen ihre Teilnahme bereits angemeldet hatten. Auch Judy, Jo, Becky und Lizette würden zusammen mit anderen Freundinnen und Freunden am Umzug teilnehmen und Fahnen schwenkend auf ihr Recht hinweisen, als freie Menschen zu lieben, wie und wen sie lieben wollten. Das war das, was die südafrikanische Verfassung ihnen garantierte. Theoretisch. Was viele ihrer Landsleute ihnen im richtigen Leben zugestanden, war leider eine komplett andere Sache. Am Endpunkt des Umzugs, dem Hector-Pietersen-Memorial, würde es zahlreiche Stände und Informationstafeln geben. Diese würden auf der einen Seite vielen Opfern von solchen Hassverbrechen der vergangenen Jahre ein Gesicht geben und die Chance bieten, dass diese Menschen nicht in Vergessenheit gerieten. Gleichzeitig würden aber auch Forderungen an Politik und Polizei formuliert, die Minderheiten des LGBTQ-Spektrums wirkungsvoller zu schützen.

Kurz vor Mitternacht waren Judy, Jo, Becky und Lizette so weit, dass sie wussten, was jede von ihnen in den kommenden Tagen und Wochen zu erledigen hätte. Spruchbänder aus Stoff oder Plastik mussten organisiert und beschriftet werden - mit Sprüchen, die sie erst noch festlegen müssten. Tafeln aus Pappe oder dünnem Holz ebenfalls, Fotos von Salome und Sizakele mussten zigfach kopiert beziehungsweise zwei, drei Mal in vergrößertem Maßstab so genau wie möglich abgezeichnet werden. Zu guter letzt mussten sie sich auf ein gemeinsames Outfit einigen, das dem Publikum die Entschlossenheit ihrer kleinen Gruppe deutlich machen sollte.

Lizette erhob sich. „Okay, meine Damen, ich muss nach Hause gehen. Mir steht morgen ein superanstrengender Tag bevor, denn mein Chef ist an der Hochzeit einer Schwester in Polokwane und ich muss die ganze Werkstatt allein schmeißen. Becky, kommst du mit mir mit?“

Becky nickte und wenige Minuten später waren die beiden in der Dunkelheit der Nacht verschwunden.

Judy wollte sich erheben, um sich ebenfalls auf den Weg zu ihrem - allerdings in der entgegengesetzten Himmelsrichtung liegenden - Zuhause zu machen, wurde jedoch von Jo zurückgehalten, die sie mit ihrem Blick zu durchbohren schien.

„Darf ich dich begleiten, meine Süße? Ich brauche heute unbedingt noch“, sie senkte ihre Stimme ein wenig, „sagen wir, ich hätte nichts einzuwenden gegen ein wenig Zuneigung. Mit deinem Lederoutfit hast du mir schon den ganzen Abend den Verstand geraubt. Also, was ist, gehörst du heute Abend mir, Sweetheart?“

Außer Atem und ohne sich umzuschauen, lief Judy über das verlassene Feld. Da der Mond noch nicht aufgegangen war, sah sie kaum ihre Hand vor dem Gesicht. Recht bald nach dem Verlassen von MaMandisas Kneipe hatte sie begriffen, dass es ein Fehler gewesen war, Jo einen Korb gegeben zu

haben. Wenn sie das eindeutige Angebot ihrer Freundin akzeptiert hätte, wäre sie jetzt wenigstens nicht mutterseelenallein in der Dunkelheit unterwegs gewesen. Und auch wenn Jo nicht wirklich ihr Typ war, so wären Jos innige Küsse auf Judys Gesicht und ihre rauen, aber zärtlich forschenden Finger in Judys Unterleib sicher deutlich weniger schlimm gewesen als die rasende Angst, gegen die Judy nun stattdessen anzukämpfen hatte.

Obwohl Judy das Tempo beschleunigte, mit dem sie den Sicherheit verheißenden Lichtern am Horizont entgegenlief, wurde sie das Gefühl nicht los, verfolgt zu werden und ihren Vorsprung langsam, aber sicher einzubüßen. Panisch versuchte sie, noch etwas schneller zu laufen.

„Hey, warte doch mal. Warum rennst du so schnell davon?“ Eine Männerstimme.

„Du bist doch Judy, oder? Die die früher mal Fußball gespielt hat?“ Eine zweite Stimme, etwas höher, aber ebenfalls eindeutig männlich.

„Verdammt, wir wollen dir nichts tun. Bleib doch endlich stehen. Bekommen wir ein Autogramm?“ Eine dritte Stimme, tiefer als die ersten beiden. Und ihr eindeutig bekannt. Lachen. Ob es von einem der drei Männer kam, die sie angesprochen hatten, oder ob da noch andere waren, wusste Judy nicht. Und um nach hinten zu blicken, fehlte ihr der Mut.

Als sie das Polizeiauto sah, das einige hundert Meter weiter vorn im Schritttempo auf der Straße vorbeifuhr, ging Judy zu Boden. Jemand hatte ihr rechtes Bein gepackt und sie hatte das Gleichgewicht verloren. Entsetzt blickte sie nach oben in Gregorys Augen. Wie war das möglich? Wie konnte er ihr das antun? Dann ging alles sehr schnell. Jemand hielt sie an Handgelenken und Knöcheln fest und eine zweite Person stülpte ihr einen Plastiksack über den Kopf. Sie versuchte, sich zu wehren, indem sie sich wie ein Fisch an der Luft hin und her wand. Jedoch erfolglos, da die Griffe um ihre Handgelenke und Knöchel fester als Stahl

waren. Dann plötzlich spürte sie einen stechenden Schmerz im Unterleib und der letzte Rest an Licht erlosch abrupt. Für den Augenblick. Für immer.

Hope schlenderte über das freie Feld. Es war ein schöner Tag, die Sonne schien und trotz der frühen Stunde war die Luft schon angenehm warm. Sie dachte an die bevorstehende Geburt. In ein bis zwei Wochen würde es so weit sein. Ein Junge würde es werden, hatte ihre Ärztin ihr gesagt, und bisher sah alles gut aus. Ihr erstes Kind, und dann auch noch ein Junge! Hope freute sich unbändig. Und doch wusste sie, dass eine riesige Verantwortung auf ihr lasten würde. Er würde ohne Vater aufwachsen. Und das war gut so. David, wie sie ihn bereits jetzt nannte und auch taufen lassen würde, war nämlich leider kein Wunschkind, kein Produkt einer bedingungslosen Liebe zwischen zwei Menschen, sondern das Ergebnis eines nunmehr achteinhalb Monate zurückliegenden brutalen Alptrahms. Ihr Peiniger, Davids Erzeuger, habe die Vergewaltigung nicht überlebt, hatte man ihr gesagt, genauso, wie dass sie dies einem zufällig vorbei gekommenen Polizisten zu verdanken hatte. Eigentlich war ihr Angreifer ein gutaussehender, junger Mann gewesen, den sie nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte. Als sie erfahren hatte, dass der Unbekannte sie geschwängert hatte, war sie zunächst zusammengebrochen. Ihre Mutter, ihre Freunde und ihr Mann, der damals noch ihr Freund war, hatten versucht, sie aufzubauen und die Folgen der Vergewaltigung so gut es ging vergessen zu lassen. Ihr Mann hatte sie sogar dazu überredet, das neue Leben in ihrem Bauch auszutragen und den bereits fixierten Termin in der Klinik für Schwangerschaftsabbrüche abzusagen.

David, der nun in wenigen Tagen und hoffentlich gesund das Licht der Welt erblicken würde, konnte absolut nichts für die Umstände, die zu seiner Zeugung geführt hatten. Das war Hope in der Zwischenzeit klar. Dennoch musste sie, sie höchstpersönlich dafür sorgen, dass er zu einem neuen,

anderen Mann wurde. Einem Mann, der Frauen als gleichwertige Menschen respektierte, dem ihre körperliche Unversehrtheit genau so sehr am Herzen läge wie seine eigene, und der somit mit den unwürdigen und verachtenswerten Traditionen seiner Väter und Großväter bräche. Einem Mann, für den das Nein einer Frau Gesetz wäre, wann, wo und wieso auch immer sie es ihm gegenüber zu formulieren gezwungen wäre.

Hope blickte zum Horizont. Wenige Meter vor ihr erhob sich laut kreischend ein Schwarm schwarzer Vögel in den Himmel. Sonnenstrahlen kitzelten ihre Nase und blendeten sie, so dass sie stolperte und zuerst mit einem, dann mit dem anderen Bein in einen zwei Meter tiefen Graben rutschte, der, dem Fäkaliengeruch nach zu urteilen, wohl als Abwassergrube diente. Sie blickte in alle Richtungen und versuchte, sich zu orientieren. Keine zehn Meter vor ihr lag ein Mensch auf dem Rücken, mehr als die schwarzen Stiefel und die ebenfalls schwarze Lederjacke konnte Hope aus ihrer Position nicht erkennen.

Hope versuchte sich aufzurichten. Ihr erster Gedanken war, dass der Sturz ihrem ungeborenen Baby hoffentlich nicht geschadet hatte. Sie schien Glück gehabt und sich nicht verletzt zu haben - auf jeden Fall tat ihr nichts weh und sie stand vorsichtig auf.

Der Körper vor ihr lag unbeweglich da und Hope rief leise: „Hallo?“ Dann noch einmal etwas lauter: „Hallo, kannst du mich hören?“

Keinerlei Reaktion. Schritt für Schritt näherte sie sich der Gestalt, deren Arme und Beine in unnormalem Winkel vom Körper abstanden. Plötzlich entdeckte sie das Blut. Viel Blut. Überall. Auf dem Boden. Auf der Plastiktüte, die unter der rechten Schulter hervorlugte. Auf der glatten Lederjacke, die bis über die flache Brust hochgezogen worden war. Und auch dort, wo das Fehlen einer Unterhose Hope die Gewissheit gab, dass es sich bei der Person tatsächlich um eine Frau handelte.

Als Hope näherkam und das noch im Tod bildhübsche Gesicht der jungen Frau sah, erstarrte sie und ein markerschütternder Schrei wollte sich in ihrem Inneren lösen, blieb aber in ihrer Kehle stecken.

Und so flüsterte sie nur: „Oh mein Gott, Judy!“

Erster Teil

Pollsmoor Prison, Tokai bei Kapstadt, Südafrika, 13. November

Der gleißende, rote Feuerball machte sich daran, hinter dem Horizont zu versinken. Der Tag war lang gewesen und er war so müde, wie es die Sonne vermutlich auch war. Zumindest hatte er als kleines Kind gedacht, dass die Sonne, die ohne eine einzige Pause immer und immer und immer wieder um die Erde lief, von Osten nach Westen und auf der Rückseite zurück nach Osten, doch irgendwann so müde sein müsste, dass sie vor Erschöpfung zusammenbrach. Was nie passiert war. Und irgendwann, es musste in der vierten oder fünften Klasse gewesen sein, hatte der Lehrer ihnen den Grund dafür genannt, was sein Weltbild über den Haufen geworfen hatte. So aktiv, wie er immer gedacht hatte, war die Sonne also gar nicht. Eigentlich war sie sogar sehr faul. Sie saß auf ihrem goldenen Himmelsthron und ließ alles andere an sich vorüberziehen. In dem Moment war ihm klar geworden, warum er am Abend immer so erschöpft war. Kein Wunder, wenn er den ganzen Tag lang an der Sonne vorbeilaufen musste, damit die auf- und wieder untergehen konnte. Vielleicht war genau das der Moment gewesen, in dem er beschlossen hatte, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen und nicht mehr nach der Pfeife der anderen zu tanzen. Nicht mehr nach der Pfeife seiner Mutter, die ihm regelmäßig

Hausarbeiten auftrag, da es keine Schwestern gab, die diese auch hätten erledigen können. Nicht mehr nach der Pfeife seiner Lehrer, die ihn am liebsten zum Kochen oder Assistieren in eine Hotel- oder Restaurantküche gestellt hätten. Und erst recht nicht nach der Pfeife seines Vaters, der diesen Namen aber nicht verdiente, weil er ihn schon in frühester Kindheit als Spielzeug gebraucht hatte. Missbraucht. Er hatte dieses Schwein dafür gehasst. Jetzt nicht mehr, denn er hatte seine Strafe bekommen. Für das ihm und anderen Angetane. Dachte er heute an seinen Erzeuger zurück, empfand er nur Mitleid. Nicht mehr. Nicht weniger. Logischerweise hatte es einmal eine Zeit gegeben, als er seinem Vater vertraut hatte. Als dieser seine Sonne gewesen war und er lustig lachend immer um ihn herumgelaufen war, stets auf der Suche nach einer flüchtigen Berührung, einem Tätscheln oder Streicheln, einem liebevollen Kuss auf seine Wange. Die Berührungen, Streicheleinheiten, Küsse hatten zugenommen, vor allem an Stellen seines Körpers, wo es ihm nicht gefallen hatte. Und als er mit ihm - er musste sieben oder acht und allein zuhause gewesen sein - zum ersten Mal Hoppe, Hoppe Reiter gespielt und ihm das riesige Ding gezeigt und in den Popo gesteckt hatte, war mit jedem Stoß sein Vertrauen in diesen Vater, diesen Menschen, dieses Schwein, zerstört worden. Trotzdem war er sein Leben lang einfach dagewesen. Ob die Mutter ihn so sehr geliebt hatte, wie sie auch jetzt im Rückblick immer behauptete, konnte er nicht sagen. Möglich erschien es ihm. Denn im Gegensatz zu ihm und seinen Brüdern hatte das Schwein ihre Mutter stets respekt- und liebevoll behandelt. Zumindest wäre ihm nie etwas Gegenteiliges zu Ohren gekommen.

Der dunkelrote Feuerball war nun fast hinter dem Horizont verschwunden. Er wusste natürlich, dass die Sonne sich nur im Hintergrund aufhielt. Nie, nie, niemals würde das helle, boshaft grinsende Antlitz der Sonne ihm eine Atempause gönnen. Genauso wie die blasse, böseartig

feixende Fratze seines Peinigers ihn nie in Ruhe gelassen hatte. Bis zu dem Moment, als er es nicht mehr ausgehalten hatte und er hatte handeln müssen. Bis zu jenem Tag, als sein Vater angefangen hatte ihn auszulachen, und sein Hass deshalb so übermächtig geworden war, dass er sich vergessen und endlich zur Wehr gesetzt hatte.

Er schloss seine Augen, öffnete sie wieder. Er stand jetzt auf einer Wiese, die bis zum Horizont reichte. Lief über Gras, das so grün war, wie er es noch nie zuvor gesehen hatte, und das die Feuchtigkeit der Nacht gespeichert hatte. Er konnte atmen. Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit hatte er wieder das Gefühl, atmen, frei atmen zu können. Es fühlte sich großartig an. Als er sich umsah, entdeckte er weit hinter sich eine Gestalt, ohne jedoch zu erkennen, wer es war, und ohne die geringste Idee, wer es sein könnte. Er winkte und begann auf die Gestalt zuzulaufen. Schnell am Anfang, dann, als er mit einem Mal merkte, auf wen er zulief, langsamer und immer langsamer. Wie war das möglich? Er blieb stehen.

Der Mann winkte ihm zu. In seiner rechten Hand hielt er das kleine Plüschpferd, mit dem er als kleines Kind so oft gespielt hatte. Der Mann bewegte es hin und her, so dass es aussah, als ob das Pferdchen über die grüne Wiese galoppieren würde. Mit der freien, linken Hand winkte der Mann ihm zu, eine einladende Geste, er solle näherkommen. Er wollte umkehren und davonlaufen, aber seine Beine schienen urplötzlich zentnerschwer. Mit einem Mal war ein Sturm aufgezogen und blies ihn in die Richtung, in welcher sich die Hand mit dem Pferdchen befand. Er stemmte sich gegen die Böen, wollte davonlaufen. Unmöglich. Er wollte schreien, brachte aber nicht mehr als ein heißeres Krächzen hervor. Der Mann nahm seine Hand, berührte seine Schulter und schüttelte ihn.

„Iss endlich, sonst nehme ich dein Frühstück wieder mit.“

Zwei dunkle Augen blickten ihn gleichgültig an. Dem Wärter war es egal, ob er essen oder nicht essen, überleben oder verhungern würde. Wäre er weg, kämen andere nach ihm. Das war der Lauf der Dinge. Nicht nur hier in Pollsmoor. In allen Gefängnissen. Überall auf der Welt. Er erhob sich von seiner Pritsche und gab dem Tablett, das vor ihm auf dem Boden stand, einen heftigen Tritt, sodass es mit einem lauten Knall gegen die Wand geschleudert wurde. Der Becher mit Milchkaffee, der Teller mit der eingetrockneten Brotscheibe und die kleine Schale mit Mielie Pap, dem üblichen Maisbrei, der ihm inzwischen zu den Ohren herauskam, fielen scheppernd zu Boden. Der Inhalt ergoss sich über den Boden der Zelle, die er sich mit drei Frauen teilte.

„Fass mich nicht an!“

Der Wärter, ein grobschlächtiger Hüne, lachte aus voller Kehle. Er lehnte an der Wand und massierte mit der rechten Hand die große Beule in seiner Uniformhose. „Du wärst froh, Prinzessin, irgendeiner würde dich anfassen. Ist es nicht so? Ihr hier drin seid doch alle gleich. Aber nicht mit mir, meine Damen, nicht mit mir.“

Der Aufseher befahl ihm, das in der Zelle verstreute Geschirr aufzusammeln. Dann nahm er das Tablett und verließ den Raum.

Die drei Frauen kicherten: Die schweigsame Lea, die seit ihrer Ankunft vor drei Tagen noch keine drei Sätze gesprochen hatte, die durchgeknallte Winnie, die dafür um so mehr und fast ausschließlich wirres Zeug von sich gab, und die hübsche Vic, die den ganzen Tag lang - keine Ahnung was genau - in ein kleines Notizbuch schrieb, jetzt aber lächelnd aufblickte.

„Gut gemacht, Pat.“

Er legte sich zurück auf seine Pritsche und schloss die Augen. Sollten sie ihn doch einfach alle in Ruhe lassen: Lea, Winnie und sogar die freundliche Vic, die Wärter, vor allem aber der Mann mit dem Pferdchen. Er wollte zurück in seine

Traumwelt, in der er frei war, endlich frei. Er hoffte, dass das Schwein ihn diesmal, dieses eine Mal wenigstens, nicht finden würde. Um ihn herum zog Dunkelheit auf und er versuchte, sich zu entspannen.

„Da bist du ja wieder. Komm zu mir.“

Er lief davon, rannte über das abgeerntete Maisfeld. Seine Füße schmerzten. Wegen der Stoppeln. Sein Herz schmerzte. Wegen des Mannes. Die Fratze, die er nie mehr hatte sehen wollen, jagte hinter ihm her.

Er kam an eine Landstraße, folgte ihr bis zu einer kleinen Ansammlung von Hütten, die ihm seltsam bekannt vorkamen.

„Bleib doch stehen und komm zu mir, Süße.“

War er ...? Das konnte doch nicht sein! Die alte Frau, die jeden Tag vor dem Museum stand und Biltong verkaufte, winkte ihm zu und begrüßte ihn lächelnd:

„Guten Morgen, mein Kleiner, wie geht es dir heute?“

Wie immer herrschte Hochbetrieb, denn das Museum war einer der Höhepunkte der Soweto-Tour. Ob der zwölfjährige Hector an jenem Tag, der sein letzter werden sollte, je gedacht hätte, dass einmal ein Museum nach ihm benannt würde, ein Museum, das jährlich Tausende von Besuchern anzog. Was wohl aus ihm geworden wäre, wenn er an jenem 16. Juni 1976 nicht an der Demonstration teilgenommen und dort nicht sein Leben verloren hätte? Wäre er ein guter Ehemann und Vater geworden? Oder hätte er früher oder später einen falschen Weg eingeschlagen, wie so viele andere junge Männer im Land? Wäre auch er zu einer Ausgeburt des Böartigen und Gewalttätigen geworden, würden Söhne und Töchter, eine Ehefrau, Freunde und Nachbarn seinen Namen heute vermutlich hinter vorgehaltener Hand flüstern und niemand hätte jemals eine Schule oder ein Museum nach ihm benannt.

Die ältere Frau winkte noch immer. Er winkte zurück. Er musste weiter. Sein Verfolger holte auf.